Familienblätter
Sonntags-Beilage
der Posener Zeitung.

Nr. 29. Posen, den 22. Juli. 1894.

Jacob und Rahel.

Eine Liebesgeschichte in zwei Kapiteln von Philipp Wengerhoff.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das habe ich mich schon oft gefragt und darum so lange geschwiegen; aber jetzt ist Alles entschieden und nun sorge ich nicht mehr. — Es wird Alles gut werden, Geliebteste, wenn wir treu zu einander halten, und hier unter dieser Tanne, die sich nie ihres hoffnungsgrünen Schmuckes entkleidet, schwöre ich Dir ewige Liebe und ewige Treue bis über das Grab hinaus.“ —

Er hat sein Wort gehalten, ist ihm treu geblieben, obwohl ich es nicht verdient, Gott segne ihn dafür! —

Wir waren überein gekommen, daß wir heute noch unser süßes Geheimniß für uns behalten wollten. Gern hätte ich ihn überredet, vorerst noch ganz zu schweigen, aber er wollte das nicht. Seiner offenen, ehrlichen Natur war es zuwider, meinen Eltern zu verbergen, wie es um uns stand. Sie hatten ihn aufgenommen wie einen lieben Sohn, sahen ihn gern täglich in ihrem Hause und freuten sich unserer Jugendfreundschaft. Trotzdem mußte er sich sagen, daß sie ein Verlöbniß zwischen uns kaum billigen, geschweige denn je wünschen konnten, denn wir hatten bei unserer beiderseitigen Vermögenslosigkeit gar keine absehbare Aussicht für eine Heirath. — Aber denken junge Menschen mit so heißen Herzen wie wir denn an so praktische Dinge? — Ich war gewiß, es würde sich zu unseren Gunsten ein Wunder ereignen, irgend eine Fee aus den Wolken, irgend ein Heinzelmännchen aus dem Schooße der Erde uns mit Schätzen überschütten, und wenn es nicht so käme — nun, wir waren ja jung und waren so glücklich, wir konnten warten, zehn — o, auch fünfzehn Jahre, schöner konnte es ja eigentlich gar nicht werden, als es jetzt war. — Heinzens so viel ernsterer Sinn würde sich in einem anderen Fall mit der Hoffnung auf Feeen und Heinzelmännchen nicht beruhigt haben, aber was man so heiß wünscht, scheint uns wohl immer auch erreichbar, zumal wenn man dreiundzwanzig Jahre alt ist, wie er es war. Konnte nicht ein Krieg kommen oder sonst Etwas, wodurch ein schnelleres Avancement eintrat? — Im schlimmsten Fall könnte man es in Betracht ziehen in den Civildienst zu treten, meinte er, und beruhigte damit seine Sorgen; die meinen brauchte er nicht zu beruhigen — ich hatte keine — für mich war dieser Tag ein ganz schrankenlos glückseliger. Wenn ich einen Wunsch noch hegte, so war es der, mein Glück in alle Welt hinausjubeln zu dürfen. Es war doch schwer, zu verschweigen wovon das Herz so voll ist, sehr schwer — aber ich hatte es selbst ja so gewollt und der morgende Tag, sagte ich mir, der köstliche morgende Tag, der erfüllt auch diesen letzten Wunsch.—

Es sollte anders kommen, und für lange Zeit war dieser Tag mit seiner hoffnungsreichen Glückseligkeit, der hellste Lichtpunkt meines Lebens. —

Der folgende Tag brachte Regen. Schwer legten sich dunkeln Wolken auf mein Herz wie trübes Ahnen. — Aber machte mich frei davon, ich wollte mich nicht ängstigen u sagte mir immer, wie gut es sei, daß wir durch den Reg abgehalten würden nach dem Garten zu gehen, so würde He auch Mutter daheim treffen und mein Glück würde dann sein Schlußstein erhalten. — Aber als er Mittags im Paradeanzu mit Helm und Schärpe zu uns ins Zimmer trat, stockte m Herz doch und ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. Er n auch vor innerer Erregung sehr bleich, aber als mein Vater seiner herzlichen Weise ihn begrüßte und fragte:

„Was bringen Sie uns Gutes, Gerold? Sie sehen ja feierlich aus!“ —

Da sagte er:

„Ich bringe nichts als nur mich selbst, Herr Direktor, a ich will dafür auch Etwas von Ihnen haben,“ — und da kam er schnell an mich heran, faßte mich bei der Hand und traten wir vor die Eltern, und Heinz sagte nun, wie es uns stand, wie lieb wir uns hätten, wie wir uns Treue gelo und nichts uns fehle zu unserem Glück als ihr Segen. —

Der Vater stand kerzengerade vor uns, sah uns starr und sagte kein Wort. Und Heinz fing wieder an: daß be Militär, durch diese oder jene Umstände, doch gewiß bald besse Avancement käme, er hoffe es ganz bestimmt, und wenn diese Aussicht nicht erfülle, dann wolle er gern in den Civildie übertreten, wenn er mich damit erringe — — und was er so noch Alles sagte, um die Pause auszufüllen, denn Vater n noch immer ganz still. Dann seufzte er tief auf, schob mich r Heinz fort, ohne mich anzusehen, und sagte in ernstem Tone diesem:

„Wie konnten Sie mir, uns Allen das anthun, Gerold? Sie wissen, daß eine Heirath zwischen Ihnen und Helenen möglich ist — warum mußten Sie ihr und uns diesen Schm machen. — Sie sind viel reifer als Ihre Jahre, Sie konn sich nicht täuschen über die Aussichtslosigkeit eines solchen V hältnisses. Ich habe alle Ursache, Ihnen diesen Vorwurf machen, denn ein junges Mädchen, das so wenig vom Le weiß wie Helene, hört natürlich nur auf ihr Her, und auf Stimme des Geliebten. — Es war Ihre Sache den Schm von ihr fern zu halten, den sie jetzt empfindet. —, Nun, es m vergessen werden — und es wird vergessen werden, das verst sich,—“ setzte er dann, jede weichere Regung unterdrückend, hinzu, „aber diese bittere Stunde hätten Sie sich, ihr und uns sparen können, wenn Sie ernster solchen wichtigen Schritt überlegt. — Ich kenne Sie, solchen verständigen, jungen Ma

rnicht wieder in Ihren Worten! — Ist die Hoffnung, daß rch einen etwaigen Krieg schnelleres Avancement käme, das ndament, darauf man ein Haus baut? — Ebenso steht es t Ihrer Absicht, im Civildienst sich eine Stellung zu er- gen. Ihre militärische Ausbildung berechtigt Sie dabei zu n höchsten Ehrenstellen; — im Civildienst würde sie Ihnen r das Anrecht an eine Subalternstellung geben. Wie paßt ese für Sie, wie für Helene, und was würde wohl Ihr Vater zu sagen?" —

Heinz war erst dunkelroth, dann immer blasser und blasser worden, er stand dem Vater gegenüber, während dieser auf ihn sprach, und rührte sich nicht. Meine Mutter lehnte in der ophaecke und wehrte den Thränen nicht, die über ihr Gesicht ssen. Ich sah es, aber ich empfand nichts dabei, ich hörte eines Vaters Worte und wußte, daß sie mein erträumtes Glück rbrechen, aber es war eine Starre, eine Gefühlsunfähigkeit er mich gekommen, die mir jede Aeußerung unmöglich machte — ie eine Bildsäule so kalt und steif stand ich da. — Vater sprach mer weiter, schilderte Heinz, wie schrecklich ein fünfzehnjähriger rautstand wäre, wenn wir etwa die Absicht hätten, auf seine eförderung zum Rittmeister I. Klasse warten zu wollen und: Sie werden es überwinden, ebenso wie Helene, und in einer deren verständigeren Wahl glücklich werden," schloß er. —

„Nie!" sagte Heinz, — es war das erste Wort, das sich nen zusammengepreßten Lippen entrang. —

„Versprechen Sie mir," sagte mein Vater, „daß Sie Helene cht aufsuchen wollen, daß Sie sie nicht mehr anders als in serer Gegenwart sprechen werden. Geben Sie mir Ihr Wort rauf, Gerold — ich kann das verlangen —"

„Es ist nicht nöthig, Herr Direktor, das besonders zu ver- rechen, es versteht sich von selbst. Helene's Glück steht mir her als mein eigenes." —

Er verbeugte sich vor dem Vater und vor der Mutter, nahm e Hand aber nicht, die sie ihm hinreichte und wandte sich zum hen. Dann drehte er noch einmal um, trat zu mir, sah mich n, als wollte er etwas sagen, aber kein Laut kam über die benden Lippen, dann ergriff er meine Hand, drückte einen Kuß rauf und ging schnell nach der Thür.

Vor meinen Augen drehte sich Alles im Kreise, das Herz nd still, ich fühlte es nicht mehr, — dann fiel ich um. — s war mir, als hätte Heinz sich umgewandt, der Schrei, den eine Mutter ausstieß, ertönte mir wie aus weiter, weiter Ferne — dann hörte ich nichts mehr. —

* * *

Die ersten Worte, die dann, wenigstens in halbem Verständ- isse von mir aufgefaßt, an mein Ohr tönten, sprach unser ausarzt:

„Es sind nun heute einundzwanzig Tage, daß wir in dieser ngst und Sorge schweben," sagte er, „ich kann es Ihnen nicht erhehlen, daß es bedenklich um Helene's Leben steht, wenn wir s nicht fertig bringen durch seelische Erregung eine Krisis her- beizuführen. — Lassen Sie Ihre Bedenken, werther Freund, und hen Sie zu Gerold. — Wir Menschen handeln nach unserem esten Wissen, aber gegen die Macht des Schicksals können wir ichts thun. — Ueberlassen Sie das Weitere Gott und thun Sie das Nächste, das hier noch das einzige Rettungsmittel ist."

Ich hörte diese Worte, aber ich verstand sie nicht. Eine dtliche Schwäche, eine dumpfe, starre Willens- und Gefühls- sigkeit lag undurchdringlich bleiern über mir. — —

„Helene" — was war das für ein Ton? — ich versuchte die Augen zu öffnen, aber die Kraft reichte nicht dazu. —

„Helene" — ja, das wars, es war Seine Stimme — ge- wiß — so süß, so innig sprach nur Er meinen Namen — — und ich sah ihn auch, so schmal war sein Gesicht, so groß seine lieben, lieben Augen, — wie war es doch — war ich krank ge- wesen — — war er es?

„Heinz", sagte sie leise, und er lächelte glücklich, legte den Finger auf seine Lippen, drückte einen heißen Kuß auf meine Hand und war, als ich noch einmal die Augen öffnete, ver- schwunden. —

In der Nacht lag ich in heftigem Schweiß, aber Vater, Mutter, den Arzt, die alle um mein Bett standen, erkannte ich, und langsam kehrte ich nun wieder ins Leben zurück. —

Zuweilen kam Heinz auf einen Augenblick an mein Bett, küßte meine Hand, sagte ein paar freundliche Worte und ging dann schnell mit Vater, mit dem er gekommen war, hinaus. —

So vergingen wieder Wochen, ich war zuerst viel zu schwach und matt, um über das Geschehene nachzudenken und als mir die Erinnerung kam und mich meine Mutter einmal mit rothgeweinten Augen in heißen Thränen fand, sagte sie, mich in ihre Arme ziehend:

„Sei ruhig, mein Herzenskind, es wird sich Alles zu Euerm Glück ordnen lassen," und diesem Wort vertraute ich. —

Gerade drei Monate waren seit meinem Geburtstage, dessen Wonnen von so kurzer Dauer gewesen, vergangen, als ich so weit genesen war, um mein Krankenzimmer verlassen zu können. Ich sollte zum Nachmittagskaffee in das Wohnzimmer kommen und zum ersten Male wieder, mit den Meinen vereint, diese ge- müthliche Stunde verleben. Meine liebe Mutter kleidete mich an, und wie sie die kurzen Löckchen ordnete, die, statt meiner langen, schweren Zöpfe, jetzt meinen Kopf bedeckten, fiel mein Blick auch auf ihr Haupt. Wie hatten diese drei Monate es so ergrauen lassen! — Diese weißen Haare sagten mir mehr als alle Worte, wie sehr die Theure um mich gelitten. — Mein Herz erfüllte die innigste Dankbarkeit, — wie gut, wie auf- opfernd war sie diese schwere Zeit, ach, das ganze Leben über zu mir gewesen! — Wer es nur vergelten könnte! — und doch — wenn es nur sein konnte durch den Verzicht auf meine Liebe — mein Herz schrie laut auf — nein, nein und tausend Mal nein, ich kann Heinz nicht verlieren! — Sie nahm mich unter den Arm, führte mich in das Wohnzimmer und ich fand auf dem festlich gedeckten Tisch meine Tasse mit einem Kränzchen von Tausendschön und Reseda umwunden. Das hatten wohl meine jüngeren Geschwister als Ausdruck ihrer Freude gemacht, wer aber war der Spender des herrlichen, so süß duftenden Rosenstrauches, der in einem Glase Wasser vor mir stand? — Mein Herz schlug heftig, ich fühlte es, nun mußte die Ent- scheidung kommen, — meine Lippen bebten, ich konnte kein Wort hervorbringen und sah mit angstvoll fragenden Blicken zu meiner Mutter auf. Da öffnete sich die Thür, mein Vater trat ein und mit ihm — Heinz. — Mein Vater schritt schnell auf mich zu, schloß mich in seine Arme und unterdrückte nicht die Bewegung, die ihn beherrschte.

„So bist Du uns wiedergeschenkt, meine Tochter, laßt uns Gott dafür danken und hoffen, er erhielt Dich für ein glückliches Lebensloos."

(Fortsetzung folgt.)

Zu spät.

Episode aus der großen Revolution.

Von Waldemar Stropp.

(Nachdruck verboten.)

Eine schwüle Juninacht. Im Schloßgarten zu Château Bressuire duften ie Rosen betäubend in der weichen Nachtluft, die Nachtigallen schmettern in en Taxushecken und der Vollmond versilbert die Fenster des alten gothischen Schlosses — es ist eine Nacht, wie geschaffen zu süßem Liebesgekose. Doch as junge Paar, das soeben auf dem breiten Kieswege aus dem Schatten der Büsche in das Mondlicht hinaustritt, scheint ihren Zauber nicht zu fühlen. Die Dame, eine hohe Gestalt mit wundervollen Formen und aristokratisch hoch- nüthigen Zügen, spricht eindringlich auf ihren Begleiter ein, einen schlanken, ungen Mann von ernstem Wesen, der ihr mit einem seltsam bitteren Zug um den Mund unverwandt in das stolze Gesicht schaut, aus dem die dunklen Augen im Feuer der Erregung leuchten. Und doch sind sie von Jugend auf für einander bestimmt, die Comtesse Eugenie de la Bressuire, des Schloßherrn Töchterlein, und ihr Nachbarssohn Gaston de Cadulac, und sie haben sich gern gehabt, so lange sie denken können — trotz oder vielleicht gerade wegen der Verschiedenheit ihrer Charaktere. Denn Comtesse Eugenie war von klein auf gewöhnt zu herrschen, Gaston dagegen war ein stiller träumerischer Knabe, der am liebsten einsam den Wald durchstreifte und sich daheim am wohlsten im Thurm- zimmer bei seinen Büchern und bei seiner Geige fühlte, die er meisterhaft

spielte, ohne sich je vor fremden Ohren hören zu lassen — selbst nicht vor denen seiner kleinen Freundin Eugenie, bis der Zufall sie endlich hinter sein Geheimniß brachte. Sie war bei einem Besuch, den sie mit ihrem Papa in Belleforêt, dem Gut der Cadillacs, machte, auf eigene Hand die Thurmtreppe emporgestiegen, um ihren getreuen Kavalier in seinem Sanktuarium zu überfallen, blieb aber wie angewurzelt auf dem Vorplatz stehen, denn aus dem Zimmer drangen ihr so süß-traurige Weisen entgegen, daß sie athemlos lauschte, bis der letzte Ton verklungen war. Sie wußte dann auch, ganz gegen ihre sonstige Art, so süß zu bitten und zu schmeicheln, daß Gaston sich endlich dazu verstehen mußte, seine Zurückhaltung aufzugeben. Seitdem hat er seine Geige hin und wieder auch in Château Bressuire vor ihr erklingen lassen, und Eugenie ist, so lange er ihr mit seinen berauschenden Weisen Herz und Sinn gefangen nimmt, wie umgewandelt . . . .

So sind sie aufgewachsen in herzlicher Neigung zu einander — und doch hat das, was sie heut in blüthenduftender Sommernacht verhandeln, mit Liebe und Liebesglück nichts zu thun. Es ist eine tolle Zeit; die Welt schreibt das Jahr 1793. In Paris wüthen Danton und Robespierre, der Kopf des sechszehnten Ludwig ist unter dem Fallbeil gefallen, die Vendée ist aufgestanden gegen die Königsmörder mit dem Feldgeschrei: „Dieu et Roi!“

Auch Gaston wäre längst dort, wohin ihn Ehre, Pflicht und Jugendmuth ziehen, wenn ihn nicht ein anderes Gefühl noch mächtiger nach einer anderen Seite zöge — die Sorge um die Geliebte. Nur in der Vendée stehen Grundherren und Hintersassen treu zu einander, in den anderen Landschaften gährt es überall unter der Landbevölkerung und mancher Edelhof ist schon in Flammen aufgegangen. Zwar seiner eigenen Leute ist er sicher, sie hängen mit Treue an ihrem Herrn. Aber in la Bressuire sieht's um so bedenklicher aus — der hochfahrende Schloßherr und seine stolze Tochter sind sehr unbeliebt — und der unter der Asche glimmende Brand wird vom republikanischen Klub in Parthenay, das nur eine halbe Meile entfernt liegt, eifrig geschürt. Die Schloßherrschaft aber kümmert sich wenig um die finsteren Mienen ihrer Gutsinsassen, die Comtesse würde ihren Verlobten schön ausgelacht haben, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte, was ihn eigentlich noch hier hielt. Sie wartet von Tag zu Tag darauf, ihn endlich auch zu den royalistischen Fahnen eilen zu sehen, um das „Rebellengesindel“ züchtigen zu helfen, bis sie es endlich nicht länger ertragen kann, und sich vornimmt, ihm heut einmal ordentlich in's Gewissen zu reden. Deswegen ist zwischen den Beiden in der duftigen Mondscheinnacht von ganz anderen Dingen die Rede als von Liebe — und deshalb sieht Gaston mit bitteren Gefühlen auf seine Braut, die ihn wie einen Lässigen, Unentschlossenen zu dem treibt, was er so gern schon längst gethan hätte.

Noch schweigt er, als sie aber immer dringender wird, findet er sich doch bewogen, ihr den Grund seines Zögerns wenigstens anzudeuten. Aber damit kommt er schön an!

„Aus Sorge um mich? Was fällt Dir ein, Gaston? Was, vor den Spießbürgern in Parthenay soll ich mich fürchten, oder vor unseren eigenen Leuten, die seit Jahrhunderten unserer Familie unterthänig gewesen sind? Mögen sie doch die Faust in der Tasche ballen — was kümmert das mich? Mehr wagen sie auch nicht, darauf verlaß Dich, mein Freund! Ich bin Dir sehr verbunden für Deine Fürsorge, aber jetzt bestehe ich erst recht darauf, daß Du sofort zu den Royalisten aufbrichst, wenn das der einzige Grund ist, der Dich hier hält!“

Aber Gaston bleibt diesmal unerwarteter Weise fest, und das bringt sie vollends außer sich.

„Gaston, ich bitte Dich, geh! Ich will nicht von Dir beschützt sein, hörst Du? Ich kann mich allein schützen! Zwinge mich nicht zu glauben, daß es meinem Verlobten an Muth fehlt, seinen Degen gegen das Gesindel zu ziehen! Nie werde ich meine Hand einem Feigen . . . .“

„Nicht weiter, Eugenie!“ Er ist todtenbleich geworden, aber an Selbstbeherrschung gewöhnt, zwingt er seine Leidenschaft mit Gewalt nieder und sagt ruhig: „Du hast's erreicht — ich gehe noch heut Nacht zu General Charette — leb' wohl!“

Mit einer Verbeugung wendet er sich zum Gehen, als ihn ein bittendes: „Gaston!“ noch einmal umschauen läßt.

„So ohne Abschied? Ohne Kuß?!“

„Dem Feigen gebührt kein Kuß von Damenlippen — den werd' ich mir später holen.“

Damit geht er, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen, die regungslos, wie unter einem Bann mit erbleichten Wangen ihm nachschaut. Ein bisher ungekanntes Gefühl ist über sie gekommen — sie wird sich zum ersten Mal bewußt, wie heiß sie den Jugendfreund liebt!

Der stürmt inzwischen in die Nacht hinaus, daß ihm der Reitknecht kaum zu folgen vermag. Erst als er den Eingang des Dorfes erreicht, das in ziemlicher Entfernung vom Schloß liegt, zieht er mechanisch den Zügel an und läßt sein schnaubendes Thier in Schritt fallen. Trotz der späten Stunde ist in den meisten Häusern noch Licht und reges Leben auf der Gasse, was ihm sofort auffällt. Als sie das Dorf hinter sich haben, winkt er den Reitknecht heran.

„Was ist im Dorf los, Jean, daß die Leute noch wach sind? Hast Du im Schloß etwas gehört?“

„Im Schloß nicht, gnädiger Herr, aber drunten im Dorf. Ich hatte meine alte Muhme besucht, und als ich zurückging, hörte ich den buckligen Pierre, der mit ein paar Anderen auf der Gasse stand, hinter mir herrufen: ‚Das ist auch Einer von den Schuften, die den verd . . . . . Aristokraten nachkriechen, aber wartet nur, bald werden wir Euch ein Licht anzünden, daß Euch die Augen übergehen sollen!‘ Mehr konnt ich nicht verstehen, denn die Anderen schrieen auf ihn ein, er solle das M . . . halten!“

„Das hättest Du mir melden sollen, solange wir noch im Schloß waren!“

„Der Herr Baron waren gerade mit der Komtesse im Park; ich hielt es auch für eine bloße Großthuerei von dem schlechten Kerl, dem Pierre!“

Gaston schweigt. Das Schicksal scheint den Heroismus seiner Braut eher auf die Probe stellen zu wollen, als sie selbst ahnt. Aber gewarnt müssen sie doch werden auf dem Schloß — noch ist es Zeit. Er will eben sein Pferd wenden, als ein anderer Gedanke ihm durch den Kopf fährt. Wie, wenn es doch bloß eine leere Prahlerei von dem boshaften Buckel war — wenn er blinden Lärm schlüge? Er überlegt. Allein unternehmen die im Dorf nichts — wenn etwas im Werke ist, müssen die von Parthenay dabei sein. Er muß Parthenay auf seinem Heimweg nach Celleforêt passiren — ist dort Alles ruhig, dann hat's keine Gefahr, merkt er dort aber etwas Verdächtiges, so kann er auf seinem schnellen Pferde immer noch lange vor den Republikanern in Château Bressuire sein.

Und wieder streckt sich sein Renner im Galopp, daß Jean kaum zu folgen vermag, und nach kaum einer Viertelstunde Parthenay vor ihnen liegt. Vor den ersten Häusern springt Gaston ab.

„Du wartest hier hinter dieser Hecke auf mich, Jean, ich bin gleich wieder zurück. Verhalte Dich ruhig, und rühr' Dich auf keinen Fall vom Platze, hörst Du?“

Jean hat diesen Befehl schon erwartet, er biegt sofort hinter die Hecke ein.

Gaston huscht im Schatten der Häuser dahin, aus denen durch die Spalten der Läden hier und da noch ein Lichtschimmer auf die Straße fällt, und kommt unangefochten auf den Marktplatz, auf dem er eine größere Menschenmasse gewahrt. Er lauscht angestrengt einige Sekunden; was er auffängt, sind nur abgerissene Worte; aber sie lassen ihm keinen Zweifel an der Absicht der dort sich Sammelnden, und zum Ueberfluß hört er plötzlich dicht neben sich eine heisere Stimme: „Gelt Gevatter, das wird heut eine lustige Nacht, wenn wir dem stolzen Gräflein, dem Leuteschinder in Château Bressuire, den rothen Hahn auf's Dach setzen!“ Es sind ein paar Nachzügler, die zum Sammelplatz eilen. Er weiß genug, schnell schlüpft er in eine Seitengasse, und schwingt sich ein paar Minuten später in den Sattel.

„Nun hör' mich an, Jean! Wenn Du glaubst, meinem Vater und mir einige Anhänglichkeit schuldig zu sein, heut kannst Du sie beweisen! Du jagst jetzt nach Belleforêt, was Dein Pferd laufen kann, weckst den Baron und sagst ihm, ich ließe ihn bitten, sofort mit soviel von unseren Leuten, als er beritten machen kann, nach Château Bressuire zu eilen, und den Rest so schnell als möglich zu Fuß folgen zu lassen. Die Parthenayer wollten heut Nacht das Schloß niederbrennen — in höchstens einer Stunde könnten sie da sein. Ich selbst wäre direkt nach Château Bressuire geritten, um den Grafen zu benachrichtigen. Reite hier den Nebenweg, damit Du nicht durch Parthenay mußt.“ —

Jean verschwindet lautlos in der Dunkelheit. Nun läßt Gaston seinem Renner den Zügel, braust in fliegender Pace den Weg zurück nach la Bressuire und hält nicht eher an, als bis er sein Thier vor dem Schloßthor parirt. —

In Château Bressuire liegt Alles in tiefem Schlummer, selbst der alte Thorwart ist im bequemen Lehnsessel eingenickt, als mächtige Schläge gegen das Thor dröhnen und ihn jäh zu seiner Pflicht zurückscheuchen. Er steckt den Kopf durch das Schiebefenster und sieht mit Erstaunen draußen den Junker von Cadillac auf schäumendem Roß.

„Um Gotteswillen, junger Herr, was ist . . . .?“

„Schnell, schnell, Vater Andrée, macht auf, — es gilt die höchste Eile!“

Der Alte stutzt, — so hastig hat er den stillen Junker noch nie gesehen Kaum hat er das Thor halb geöffnet, so drängt Jener sein Pferd schon in den Schloßhof, springt ab, ruft ihm zu: „Schließt sofort wieder, Vater Andrée, und paßt auf, als gelte es Euer Leben!“ und eilt in das Schloß an dem bestürzten Kammerdiener vorüber direkt in das Kabinet des Grafen.

Zehn Minuten später ist ganz Château Bressuire auf den Beinen, um sich zum Empfange der ungebetenen Gäste nach Kräften zu rüsten. Aber das Häuflein der Getreuen ist zu klein für eine wirksame Vertheidigung des weitläufigen Gebäudes! Der Graf, so jäh aus seiner Selbstherrlichkeit aufgeschreckt, hat den Kopf verloren, jammert und flucht abwechselnd, und vergißt darüber das Nöthigste. Sein Töchterlein bewahrt zwar eine stolze Fassung, aber auch ihre Siegeszuversicht ist vor der so plötzlich und drohend hereinbrechenden Gefahr verflogen. Die Hauptlast der Vertheidigung ruht auf Gaston. Und er zeigt sich derselben gewachsen. Klar, kurz und rasch giebt er seine Befehle, und die Leute gehorchen dem stillen Junker mit einer Bereitwilligkeit, wie sie solche dem Grafen nie gezeigt haben. Wo ist der schwermüthige Träumer geblieben? Verschwunden angesichts der Gefahr, wie des Schloßherrn Hochmuth und seiner Tochter übermüthige Zuversicht.

Inzwischen wälzt sich draußen die Menschenmenge heran, langsam und unheimlich, wie eine schwere Wetterwolke. Als die Masse, in dem hellen Mondlicht deutlich erkennbar, aus den Häusern des Dorfes hervorquillt, wendet sich Gaston zum Schloßherrn:

„Sie gestatten wohl, Herr Graf, daß ich an Ihrer Stelle die Unterhaltung mit den Leuten da draußen führe? Bei den freundlichen Gesinnungen derselben gegen Sie wäre es möglich, daß Sie, sobald sie sich am Fenster zeigen, mit einer Kugel begrüßt würden, was bei mir kaum zu erwarten ist!“

„Gewiß, lieber Gaston, — sprechen Sie mit den Kerls, wenn Sie es für nöthig halten!“ tönt des Grafen vor Aufregung heisere Stimme.

Gaston öffnete das Fenster und ruft den vordersten des Haufens, der sich dem Schloß bereits bis auf kurze Distance genähert hat, ein lautes „Halt!“ entgegen, das sie stutzen läßt.

„Wer seid Ihr, und was wollt Ihr hier zu dieser Stunde?“

Ein dumpfes Gemurmel klingt aus dem Haufen, — auf einen solchen Empfang sind sie nicht gefaßt gewesen — sie hatten gehofft, die Schloßbewohner im Schlaf zu überrumpeln. Endlich tritt ein Mann vor, den ein umgeschnallter Säbel und eine Schärpe als Anführer bezeichnen.

„Wir sind die freien Bürger von Parthenay und la Bressuire, und gekommen, dies Aristokratennest aufzuheben; öffnet gutwillig, oder wir setzen Euch den rothen Hahn auf's Dach!“

„Sehr freundlich von Ihnen, bitte aber, sich dabei etwas vorzusehen, der Erste, der einen Schritt vorwärts thut, kann sich auf eine Kugel gefaßt machen!“

„Hoho, Bursche, unsere Fluten gehen auch los!“ schreit es aus dem Haufen, ein Schuß blitzt auf, und die Kugel fährt dicht neben Gastons Kopf in die Decke des Zimmers. Fast gleichzeitig flammt es am Nebenfenster auf, an dem der Wildhüter des Grafen postirt ist, und der Angreifer drüben stürzt mit lautem Aufschrei zu Boden. Ein Wuthgebrüll gellt aus dem Haufen, übertönt von dem Geknatter einer Salve, deren Kugeln, wie mächtige Schläge gegen die geschlossenen Läden donnern, dann stürzt die Bande mit dem wilden Geschrei: „Drauf! Drauf! Wir haben sie todtgeschossen!“ gegen das Schloßthor. Aber rechts und links fahren aus den verbarrikadirten Fenstern scharfe Blitze zwischen die Stürmenden, von denen mehr als einer zusammenbricht. Doch die Ueberlebenden achten des nicht; rasend vor Wuth, und in dem unklaren Gefühl, dicht am Schloß vor den Schüssen der Vertheidiger gesichert zu sein, drängen sie mit solcher Gewalt gegen das Thor, daß die Eichenbohlen unter

dem gewaltigen Druck ächzen und nachzugeben beginnen. Aber Vater Andrée hat an eine solche Möglichkeit gedacht, sein Fenster über dem Thor öffnet sich, und er schüttet einen Kübel kochendes Wasser den drunten Drängenden auf die Köpfe, daß die so plötzlich Verbrühten mit lautem Gebrüll auseinander fahren und in den Büschen um das Schloß Schutz und Deckung suchen, von wo aus sie ein unschädliches Gewehrfeuer unterhalten, das von Denen im Schloß nur vereinzelt erwidert wird, — der erste Sturm ist glücklich abgeschlagen.

„Brav gehalten, meine Jungen!“ lobt Gaston. „Jetzt nur kalt Blut, kurze Distance und ruhiges Zielen, — wenn sie diese dicken Mauern stürmen wollen, sollen sie sich nichts als blutige Köpfe holen!“ Seine helle Stimme tönt überall, hier in knappem Befehl, dort mit einem Scherzwort die Zaghaften ermuthigend. Sie tönt auch in Eugenies Ohr und erfüllt ihre Seele mit freudiger Zuversicht und nie gekanntem Entzücken; zum ersten Mal in ihrem Leben empfindet sie das süße Gefühl, in eines geliebten Mannes Hut sich sicher geborgen zu wissen! O wie sehr hat sie den Jugendfreund verkannt, — und wie will sie ihm all' die häßlichen Worte abbitten, die sie ihm gestern in ihrer Erregung in's Gesicht geschleudert, wenn die Schrecken dieser Nacht glücklich vorüber!

Aber das Schicksal hat es anders beschlossen, — während die im Schloß guten Muthes sind, zumal Gaston jeden Augenblick das Eintreffen seines Vaters mit den Leuten von Belleforêt erwartet, ist das Unheil bereits über sie hereingebrochen. Die Belagerer haben eingesehen, daß sie so nicht zum Ziele kommen, und während ein Theil das Gewehrfeuer unterhält, um die Aufmerksamkeit der Vertheidiger zu beschäftigen, haben sich andere im Schutz der Büsche nach der Rückseite des Schlosses geschlichen, um dort vielleicht einen unbewachten Eingang zu finden, durch den sie eindringen können. Und es ist ihnen nur zu gut gelungen. Gaston hat hinten nur die nöthigsten Wachen lassen können, um den Ansturm auf die Vorderfront abwehren zu können. Während vorn verstärktes Schießen des Feindes einen neuen Angriff anzukündigen scheint, und er seine ganze Aufmerksamkeit auf dessen Abwehr richtet, stürzt athemlos und blutend eine der Wachen von der Hinterfront herein mit dem Schreckensruf: „Der Feind ist im Schloß!“ Gaston erbleicht einen Augenblick in Gedanken an Eugenie, aber er verliert nicht die Fassung, reißt einige der nächsten Leute mit sich und wirft sich den Eingedrungenen entgegen. Vielleicht ist es noch möglich, sie wieder hinauszuwerfen. Aber schon in dem langen, gewölbten Gang, der die Vorderfront des Schlosses mit der Rückseite verbindet, quillt ihm eine dichte Masse mit wildem Geschrei entgegen, die ihn und sein schwaches Häuflein unter wüthendem Handgemenge bis zur Thür des Gemachs zurückgedrängt, in dem Eugenie mit ihrem Vater sich befindet. An der Schwelle sinkt der letzte seiner Begleiter, von einem Pikenstoß durchbohrt, zusammen, und Gaston, selbst aus mehreren Wunden blutend, steht allein der rasenden Menge gegenüber, fest entschlossen, den Eingang bis zum letzten Athemzug zu vertheidigen. Einen kurzen Blick nur wirft er durch die halb offene Thür auf die Geliebte, die, ihren fast besinnungslosen Vater umschlungen haltend, todtenbleich, mit weit geöffneten Augen auf das Entsetzliche hinstarrt. Fester faßt er dann den Degen, mit kalter Ruhe mißt er scharf jede Bewegung der gegen ihn Andrängenden, die in dem schmalen Gang nur einzeln oder zu Zweien an ihn heran können — drei Sekunden sind vergangen, und drei seiner Gegner sind vor seinen blitzschnell geführten Degenstößen in die Ewigkeit gegangen — die vordersten weichen entsetzt vor dem furchtbaren Fechter zurück, da schreit eine Stimme aus dem Haufen: „Platz da, Ihr Memmen, wenn dem Satan nicht mit kaltem Stahl beizukommen ist, dann mit heißem Blei!“ Zugleich kracht ein Schuß — Gaston greift nach dem Herzen, und bricht dann lautlos auf der Schwelle zusammen . . . Ein lautes Triumphgebrüll — ein gellender Schrei — in wilder Verzweiflung wirft sich Eugenie über den blutigen Leib des Geliebten. Da dröhnt's hinten im Gang und vorn in den Zimmern: „Cadillac! Cadillac!“ und an der Spitze seiner Leute bricht sich der alte Freiherr mit mächtigen Hieben Bahn in das Gemach, auf dessen Schwelle sein Sohn soeben blutend hingesunken ist! Mit einem Satz ist er neben ihm, während die Aufrührer, von vorn und im Rücken zugleich überfallen, in panischem Schreck auseinanderstieben. „Zu spät! Mein armer Junge! Um eine Sekunde zu spät!“

„Nicht zu spät! O, Gott, nicht zu spät!“ ruft Eugenie in wilder Angst, während sie sein Haupt stützt, und mit zitternder Hand ein Tuch auf die Wunde preßt, aus der das junge Leben in heißen rothen Tropfen rasch dahin rinnt. „O sag' es mir, Gaston, mein Geliebter, daß Du nicht von mir gehen willst, nicht Deine Eugenie zurück lassen willst in Schmerz und Verzweiflung! O Gott, nur so hart straf' mich nicht für mein Vergehen, laß ihn mir, laß mich gut machen, was ich gefehlt! O Gaston, Geliebter, sprich zu mir!“

Er sieht mit inniger Liebe zu ihr auf, in ihr bleiches, angstvoll über ihn geneigtes Antlitz, führt ihre Hand mit letzter Kraft an seinen Mund, versucht zu sprechen, — aber ein Blutstrom quillt über seine Lippen und benetzt ihre Hand, — ein tiefer Seufzer, ein krampfhaftes Zucken — und Gaston hatte zu leben aufgehört.

* * *

Ein halbes Jahr später nahm die schöne Comtesse Eugenie de la Bressuire in Brüssel, wohin sie mit ihrem Vater vor den Stürmen der Revolution geflüchtet war, im Kloster der Karmeliterinnen den Schleier. Nach der Restauration mit dem Grafen nach Frankreich zurückgekehrt, wurde sie Aebtissin des Karmeliterklosters strengster Observanz in der Rue St. Jacques zu Paris und erreichte ein hohes Alter. Aber nie in all' den langen Jahren sah sie Jemand lächeln und nie bis zu ihrer letzten Stunde vergaß sie jene Juninacht und jenes furchtbare: „Zu spät!“

Santo Caserio.

Der Mörder des Präsidenten Carnot, der 22jährige Bäckergeselle Santo Caserio ist durch seine That urplötzlich eine weltbekannte Persönlichkeit geworden, der auch seinen Platz in der Geschichte erhalten wird.

Als die ersten Nachrichten über die Ermordung Carnots in die Welt hinausgingen, da fragte man sich allgemein: aus welchen Motiven wohl der Mörder den Stahl in die Brust Carnots gesenkt habe, da man in diesem Falle auch nicht einmal an einen politischen Mord zu glauben vermochte. Zwar wagten sich schon am ersten Tage Stimmen hervor, die den Mörder als einen Anarchisten bezeichneten, aber man fragte sich wiederum: was hatte gerade Carnot den Anarchisten gethan, um ihren Haß herauszufordern? Bald darauf gab Caserio die Antwort auf diese Fragen vor dem Untersuchungsrichter: gegen Carnot als Mensch habe er ja durchaus nichts gehabt; aber der Präsident Carnot habe die Todesurtheile Ravachols und Vaillants unterzeichnet, also mußte auch er fallen, so verlangte es die Propaganda der That.

Die Frage, ob Caserio die That aus eigenem Antriebe verübt hat, oder ob eine Verschwörung gegen das Leben Carnots bestanden hat und Caserio durch das Loos als derjenige erwählt wurde, der den Mordstreich zu führen hatte, ist noch eine offene, wenngleich die französische Polizei die Beweise in Händen zu haben glaubt, daß thatsächlich eine solche Verschwörung bestand. Caserio hat bisher allen diesbezüglichen Fragen des Untersuchungsrichters hartnäckiges Schweigen entgegengesetzt und immer nur wiederholt, daß er erst vor den Geschworenen sprechen werde.

Ueber das Aeußere Caserios gingen anfänglich durch die Blätter seltsame Gerüchte. Danach hätte Caserio ein feines Gesicht, blondes Haar und sähe überhaupt in seiner fast noch knabenhaften Erscheinung eher aus wie ein zu Dreiviertel ausgewachsener deutscher Gymnasiast, als wie ein italienischer Anarchist, der mit Todesmuth auf sein Opfer losgeht, trotzdem er weiß, daß nach Lage der Umstände seinerseits ein Entkommen unmöglich ist. Nun, unsere Leser werden sich nach dem nebenstehenden Portrait Caserios überzeugen, daß Fama wieder einmal hier geflunkert hat. Einem schwärmerischen Jüngling sieht dieser Mensch wahrhaft nicht ähnlich, allerdings paßt er auch in die landläufige Vorstellung, die man sich von einem wildfanatischen Anarchisten macht, nicht recht hinein. Er hat noch am ehesten etwas von einem grünen Jungen an sich, allerdings eines grünen Jungen, dessen Mienen nichts gutes versprechen.

Santo Caserio,
der Mörder des Präsidenten Carnot.
(Nach einer photographischen Aufnahme im Lyoner Gefängniß.)

Santo Caserio ist in Mont Visconto, einem Städtchen zwischen Mailand und Pavia, geboren, wo seine Eltern eine kleine Bäckerei mit einer Gewürzhandlung besaßen, welche die Mutter — der Vater ist verstorben — noch jetzt führt. Außer ihm sind noch fünf Brüder und eine Schwester vorhanden. Der älteste Bruder lebt in Mailand und betreibt dort zwei Weingeschäfte. Santo Caserio war der „Verzug“ seiner Mutter, und wegen seines ansprechenden Aeußern wurde er als Kind von der Geistlichkeit seines Heimathortes immer dazu ausersehen, bei den Prozessionen den heiligen Johannes darzustellen.

Im Alter von 14 Jahren kam er nach Mailand, wo er in einer Bäckerei Arbeit fand. Vor zwei Jahren trat er zuerst mit Anarchisten in Verbindung und eine bei ihm vorgenommene Haussuchung förderte anarchistische Maueranschläge zu Tage. Seiner Familie gab die Polizei den guten Rath, ihn zu besseren Gesinnungen zurückzuführen, widrigenfalls er verhaftet werde. Nach drei Monaten schon aber wurde Caserio im Verein mit anderen Anarchisten vor einer Kaserne beim Vertheilen von aufreizenden Flugblättern ertappt und zu fünf Monaten Gefängniß verurtheilt, welcher Strafe er sich jedoch durch die Flucht entzog. Seit Anfang 1893 lebte er in Cette als Bäckergehülfe und von dort aus kam er am Sonntag, den 24. Juni nach Lyon, nachdem er sich vorher in Cette einen Dolch gekauft hatte. Sein Leben hat er durch seine That verwirkt; über das Urtheil der Geschworenen kann kein Zweifel sein, und auch darüber nicht, daß Präsident Périer es bestätigen wird. Freilich hat Périer schon einen Drohbrief erhalten, in dem ihm das Schicksal Carnots angedroht wird, wenn er das zu erwartende Todesurtheil Caserios bestätigen sollte, aber er ist nicht der Mann, sich dadurch schrecken zu lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.